



Durch Sofia mit ... Samuel Finzi



Die Kirche Sweti Nikolaj, gespiegelt im Fenster eines Lokals am Osvoboditel-Boulevard

Der Schauspieler kennt sich so gut aus in der bulgarischen Hauptstadt, dass er seine Stammkneipe selbst aufschließen kann VON ULF LIPPITZ

Samuel Finzi,

geboren 1966 in Plowdiw in Bulgarien, hat an der Volksbühne in Berlin gespielt, am Wiener Burgtheater oder im Thalia Theater in Hamburg. Er ist im »Wunder von Bern«, im Tatort und zuletzt in »Seneca« mit John Malkovich aufgetreten. Finzi lebt in Berlin-Charlottenburg

Zum Glück hat Samuel Finzi einen Schlüssel. Er muss nicht wie andere Leute warten, bis jemand drinnen sein Klopfen hört. Er zieht den altmodischen Schlüssel – runder Griff, robuster Bart – aus der Hosentasche, dreht ihn im Schloss, ruckelt an der unscheinbaren Holztür im Hinterhof, und dann steht er im **Hambara**: »Meine Bar«, wie der Schauspieler seinen Lieblingsabsturzort nennt. Seit 25 Jahren geht er hierher, er hat sich dieses Eintrittsprivileg erworben.

Es ist kurz nach Mitternacht in Sofias Zentrum, ein Samstagabend im Frühling, draußen scheint der Mond, drinnen flackern Kerzen. Junge Leute unterhalten sich auf Englisch, Bulgarisch, Deutsch. Es riecht wie bei uns zuletzt in den Neunzigerjahren: nach Zigarettenqualm. Gibt's hier überhaupt Strom? »Natürlich, da steht doch ein Kühlschranks«, erwidert der Schauspieler. Man kennt ihn aus Blockbustern von Til Schweiger und Arthouse-Filmen mit John Malkovich, aber er scheint sich auch in dieser Art verräucherter Pferdestall heimisch zu fühlen.

Samuel Finzi, 57 Jahre alt, hat gerade ein Buch über seine Jugend in Bulgarien geschrieben. Es endet an jenem Tag im Dezember 1989, an dem der damals 23-Jährige sein Heimatland hinter sich ließ und für ein Engagement nach Berlin kam – die Stadt, in der er bis heute lebt. Die Autobiografie heißt schlicht *Samuels Buch*. Die Leser erfahren darin von einem sozialistischen Land, das zwischen öffentlichem Irrsinn und privater Herzlichkeit oszillierte.

Beste Nebendarstellerin in dieser Geschichtssatire ist Sofia: seit 144 Jahren Bulgariens Hauptstadt, jahrtausendealt, doch ohne Monumentalwahrzeichen wie Rom oder Athen. Ein Ort, den deutsche Touristen selten ansteuern – und den vermutlich wenige besser kennen als Samuel Finzi, der sich hier eine kleine Wohnung ausgebaut hat, in die er etwa einmal im Monat zurückkehrt.

Jetzt ist er wieder hier – und muss erst einmal sein Revier verteidigen. Auf dem Tresen des Hambara stehen »Reserviert«-Schilder, und die junge Barfrau sagt zu Finzi: »Die Plätze halten wir für Stammgäste frei!« Finzi ist kurz baff, die zwei Holzstühle links an der Bar: Das ist seine Ecke! Dann markiert er mit Smartphone, Brille und Schlüssel sein Reich. Die Barfrau entschuldigt sich, es sei ihre erste Woche.

Finzi lässt sich eine bauchige Flasche Bier kommen. Als er seinen Stuhl zurechtrückt, löst sich auch noch die Lehne, er hält nur mehr ein Stück Holz in der Hand. Wie in einer schlechten Komödie. Finzi lacht, die Anspannung löst sich.

»Frank-Walter war schon hier«, sagt er. Und erzählt, wie er vor einigen Jahren mit Bundespräsident Steinmeier in Sofia war, der wollte sich von Kulturschaffenden die Stadt zeigen lassen – und Finzi kam auf diesen Räucherschuppen. Kurz vor dem Besuch baute sich ein Personenschützer vor ihm auf und sagte: »Herr Finzi, diese Bar hat nur einen Eingang.« Dafür steht ein Klavier von Finzis Vater hinter der Bar, und an einer Mauer erinnert der Schriftzug »Redaktsija« daran, dass Bulgariens Superkommunist Georgi Dimitroff hier einst seine Flugblätter drucken ließ. Das interessierte die Personenschützer aber nicht. Sie sahen nur ein schwarzes Loch ohne Fluchtweg.

Eine andere Bar? »Nichts da!«, entschied Finzi. Am Ende blockierten sechs Limousinen die Straße, Frank-Walter trank Bier mit Sancho, wie ihn seine Freunde nennen, und zum Ende schenkte der eine Wahlberliner dem anderen einen Nachschlüssel. Damit könne der sich fortan in die Bar schleichen, sollte ihm der Politikbetrieb einmal zu viel werden. Hat der Bundespräsident ihn schon mal benutzt? »Ich glaube nicht.« Rockmusik ertönt aus den Boxen, Finzi schüttelt seinen Körper, als würde er sich warm machen. »Wenn ich einmal anfangen zu tanzen, höre ich nicht mehr auf«, sagt er lachend, bleibt dann aber doch sitzen.

Zehn Stunden später tänzelt Samuel Finzi den Boulevard Patriarh Evtimiy entlang, ein Mann in Jeans-Uniform: graue Hose, blaue Jacke, blauer Tragebeutel. Bis vier Uhr früh hat er noch in der Bar gegessen, trotzdem sieht er beneidenswert frisch aus. An diesem Vormittag will er zeigen, welche Orte ihn geprägt haben. Erste Station ist der Patriarh-Evtimiy-Platz, eine Kreuzung von drei Verkehrsadern. Im Erdgeschoss eines Hochhauses liegt das **Odeon-Kino**, früher die Cinemathek Sofias. Als Jugendlicher hatte Finzi hier wichtige Begegnungen: mit Meisterwerken von Bergman, Forman und Bertolucci. »Hinter den Zuschauern saßen Dolmetscher in Kabinen und übersetzten via Lautsprecher alle Rollen simultan«, erzählt Finzi.

Im Foyer sagt er: »Da ist mein Vater!«, und deutet auf ein Schwarz-Weiß-Foto, das einen Mann in Trenchcoat mit Aktentasche zeigt: Itzhak Finzi als Bürokrat in einer Satire von 1973. Der Vater galt im sozialistischen Bulgarien als Star – als nicht regimetreuer: Er war jüdisch, hatte Familie überall auf der Welt und lebte mit Frau und Sohn in einer Zweieinhalbzimmerwohnung.

Zurück auf der Straße besteht der Schauspieler darauf, das Gebäude gegenüber zu inspizieren. Ein ockerfarbener Bau, **Boulevard Patriarh Evtimiy 2**, zu sozialistischen Zeiten das Notariat, mit prachtvollem Giebel und weniger prächtigen Graffiti am Sockel. Auf dem Platz davor stoßen Vormittagstrinker auf die Märzsonne an. »In den Achtzigerjahren haben wir uns hier vor dem Ausgehen getroffen«, erzählt Finzi. »Und an dieser Wand stand eines Tages: *John, you are in our hearts!*« Zwei Jahre nach dem Tod John Lennons, im Dezember 1982, wollten die Jugendlichen an einen ihrer Helden erinnern.

Die Schmiererei setzte eine Kettenreaktion in Gang: Die Kriminalpolizei ermittelte, Schüler wurden verhöhrt, Eltern zur Rechenschaft gezogen. Mancher Lebensweg, manche Karriere endete. Samuel Finzi war nicht an der Aktion beteiligt gewesen, doch die Brutalität des Staates damals kann er nicht vergessen. Dort, wo der Spruch stand, klebt heute ein Plakat: ein Mann, der eine offenbar tote Frau trägt. »Alles weg«, sagt Finzi im Weitergehen und klingt etwas wehmütig.

Sein Weg führt jetzt an einer orthodoxen Kirche vorbei, er zeigt auf den grauen Kasten am anderen

Ende des Platzes: »Da war früher die Stasi drin, ist heute das Innenministerium.« Gegenüber liegt ein anderer emblematischer Ort: »In dem Imbiss habe ich heute früh Gyros gegessen, einer der besten der Stadt.« **Gyro Land** steht über dem Lokal, die Seitenstraße führt zur Hambara-Bar; kurz nach vier Uhr aß er hier Abendbrot oder Frühstück.

Ein Mann mit grauen Haaren und Sonnenbrille kommt ihm entgegen. Die beiden lieblosen sich beinahe. Finzi knieft dem Jugendfreund in die Wange, der zupft zärtlich Fussel von Finzis Jacke. Ein wenig Geplänkel auf Bulgarisch, dann biegt Finzi in die **Ulitsa Tsar Shishman** ein. Die Straße gelte, sagt er, als »Hipsterviertel«, was an diesem Mittag bedeutet, dass die kleinen Lokale in den dreigeschossigen Gebäuden geöffnet haben. Sie heißen »Fancy Bubbles Waffles«, »Gelateria Naturale« und »Royal Thai« – alles natürlich nicht in den landesüblichen kyrillischen Buchstaben geschrieben. »Ha, da drüben!« Finzi hat eine Bar entdeckt – Croissants in der Vitrine, Gin in den Regalen und eine silberne italienische Kaffeetzubereitungseinheit hinterm Tresen.

»Cappuccino mit doppeltem Espresso bitte!«, bestellt Finzi – und noch eine Cola sowie einen frisch gepressten Orangensaft. »Kaffee zum Wachwerden, Cola für die Stimme, Saft für die Gesundheit«, sagt er. »Haben Sie schon eine Baniza probiert? Gehört zu jedem bulgarischen Frühstück.« Der Kellner serviert ein fettiges Käse-Blätterteig-Gebäck, handtellergroß und golden-knusprig.

Weiter geht die Führung, wobei von einer Route keine Rede sein kann. Eher ist es ein Streunen, das Finzi jetzt zum Boulevard Tsar Osvoboditel lockt, dem Wahrzeichen-Knotenpunkt von Sofia. Er passiert ein Denkmal für den russischen Zaren Alexander II. und das Parlament mit dem schmutzig-gelben Pflaster davor. Dann steht er vor der **Newski-Kathedrale** mit den goldglänzenden Kuppeln, Sofias Nummer-eins-Sehenswürdigkeit. »Ich mag die andere Kirche lieber«, sagt Finzi und zeigt auf den schlichten Backsteinbau der nahen Sophienkirche. Reingehen in die Newski müsse man aber doch. Sie ist die Patriarkalkathedrale der bulgarisch-orthodoxen Kirche. Ein russischer Architekt hat sie entworfen, der Zar ließ sie 1878 in Gedenken an den Russisch-Türkischen Krieg errichten.

Drinnen riecht es nach Weihrauch. Besucher schlurfen über den Marmorfußboden, es gibt weder Bänke noch andere Sitzmöglichkeiten. Die Fresken an der Decke sind in der Dunkelheit schwer zu erkennen. Finzi hat seine Leica um den Hals, eine Aufseherin zischt ihn an, er dürfe nicht fotografieren, ohne eine Erlaubnis an der Kasse gekauft zu haben. Finzi raunt zurück: »Habt ihr noch nicht genug Geld?«

Wieder draußen, schimpft er über die »korrupten Patriarchen«, die sich mit den Kommunisten damals genauso arrangiert hätten wie mit ihren Russenfreunden heute. Im **Doktor-Garten** 500 Meter hinter der Kathedrale erinnert ein Mahnmal an die gefallenen Ärzte im Russisch-Türkischen Krieg 1877/78. »wieder was für Russland«, stöhnt Finzi. Der große Bruder, er war ihm schon im Sozialismus suspekt.

Nun ist er stolz, dass die Regierung der Ukraine mit Munition und Treibstoff hilft. Auch wenn die Bulgaren darüber geteilter Meinung sind. Die Fraktion der Russland-Versteher ist beinahe so groß wie die ihrer Gegner, und an einem Monument arbeiten sich beide Parteien seit Jahren ab, dem gigantischen **Denkmal für die Sowjetarmee**. Nicht weit vom Doktor-Garten entfernt führen breite Betonstufen zu einer etwa 40 Meter hohen Steinsäule, auf der eine Rotarmisten-Skulptur thront. Skater üben auf den Bänken drum herum ihre Kunststücke, eine Frau massiert einem Mann auf einer Bank die Waden. Aus Protest gegen den Ukraine-Krieg, erzählt Finzi, habe vor Kurzem ein Mann Steinplatten mit heroischen Schriftzügen entfernt, die Russenfreunde hätten daraufhin eine Menschenkette um das Mahnmal geformt. Finzi schüttelt den Kopf: »Zum Glück soll es bald verschwinden.«

Am nächsten Morgen sitzt Samuel Finzi im **Café Memento** am Vitosha-Boulevard, der größten Einkaufsstraße des Landes. Um die Ecke hat er seine Wohnung, »mein Versteck«, wie er sie nennt, ein Dachgeschoss mit weiß gestrichenen Balken und Schlafkoje. Jeden Morgen trinkt er Kaffee im Memento. Finzi liebt das Publikum an den kleinen Tischen: die ältere Frau, die per Lautsprecher telefoniert. Die Männer seiner Generation, »die sich wie 20-Jährige anziehen. Die früher West-Jeans auf der Straße verkauft haben und sich noch heute fühlen wie Zampanos.«

Ist Sofia eine schöne Stadt? »Nein«, sagt Finzi, und daran könne auch die schöne Jahrhundertwendearchitektur nichts ändern. Er zeigt auf das Haus gegenüber: »Da oben braune Fensterrahmen aus Holz, eine Etage tiefer weiße aus Plastik. Und an dem Haus dort drüben ist nur die Hälfte frisch gestrichen und renoviert, am Rest bröckelt der Putz.« Klimaanlage hängen wie Pickel an den Fassaden, auf manchen Balkonen klebt eine Satellitenschüssel, größer als das Glücksrad. »Sofia ist keine schöne Stadt. So wie Berlin auch keine ist«, sagt Finzi. Trotzdem mag er beide – weil sie authentisch sind, weil es keine Klassengesellschaft wie in London oder Paris gibt. Berlin und Sofia seien durchlässig, die bulgarische Hauptstadt vielleicht wärmerherziger, dafür weniger liberal. »Die Bulgaren leben noch in den Neunziger- oder sogar Achtzigerjahren«, sagt Finzi.

Am Abend warten Zuschauer vor dem **National-theater**, einem neoklassizistischen Prachtbau mit goldenen Ornamenten. Um 19 Uhr soll das Gastspiel von Finzi beginnen, eine Aufführung von *Kommt ein Pferd in die Bar*; inszeniert vom Deutschen Theater Berlin. Die Türen bleiben geschlossen. Der Hauptdarsteller, so hört man, sei nicht auffindbar. Er gehe nicht ans Telefon, beantworte keine Nachrichten, öffne nicht die Wohnungstür. Sancho, was ist los?

Mit einer Stunde Verspätung steht er auf der Bühne, als sei nichts geschehen. Singt, brüllt, flüstert. Die Stimme ist vielleicht ein bisschen angeschlagen. Er sei nach dem heutigen Spaziergang eingeschlafen, erzählt er später. Ein Theatermitarbeiter habe ihn aus dem Bett gezerrt. Zum Glück hatte Finzis Mutter einen Schlüssel zu seinem Versteck.



ZEIT-Grafik: Anne Gerdes; Foto: Dagmar Schwelle/inf.ki. Foto: Lubri für DIE ZEIT